

Die Brücke



*(23) Nordhorn
Neuhausstr. 18*
SCHÜLERZEITSCHRIFT DES GYMNASIUMS NORDHORN

Aus dem Inhalt

Ein Gruß aus Amerika

Bella Venetia

Hitze, Temperament und Corrida

Junge Ferienreisende „entdecken“
die Heimat

Über das Camping

Jobismus

Der Weg zum „Taschengeldstaat“

Und sie nennen es Jazz

Wolfgang Borchert

Über die Organisation

der Grenzlandwettkämpfe

Grand mit Vieren

NUMMER

3

HERBST 1957

ZUM G E L E I T

Zwei Themen bestimmen diesmal unsere „Brücke“: Ferien und Feste.

Ferien! — Wie anders klingt dieses Wort heute! — Von dem Zauber, den die Ferienzeit auf frühere Generationen ausstrahlte, wird kaum etwas spürbar. Fern-Sucht und Jobismus scheinen die Hauptinhalte geworden zu sein. So taucht die Frage auf, welchem Sinn und welchem Zweck die Ferien heute dienen sollen. Beim Suchen nach einer Antwort dürfen aber die Schülerinnen und Schüler nicht überhört werden, die in dieser Ausgabe unserer Schülerzeitung kaum zu Worte kommen: jene, die frei von Fern-Sucht und Jobismus und auch frei vom Zauber der „guten alten Zeit“ ihre Ferien verlebten und ihnen einen eigenen Sinn zu geben suchten. Vielleicht bringt schon die nächste Num-

mer unserer Zeitung im Hinblick auf die Sommerferien 1958 einige Lösungsversuche zu dieser Frage.

Nach der musisch-literarischen Cäsur leuchten noch einmal jene beiden Höhepunkte des letzten Halbjahres auf, an denen die gesamte Schule sich als eine Gemeinschaft erlebte: die Grenzlandwettkämpfe und unser Sommerfest. Dank sei auch hier noch einmal allen gesagt, die zum Gelingen beider Feste beitrugen.

Mögen diese Erlebnisse Brücken sein zu einem noch besseren Verständnis zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Schule und Elternhaus sowie auch zwischen der Schule und allen ehemaligen Schülern!

M i k i n
Oberstudiendirektor

Ein Gruß aus Amerika

Vor fast einem ganzen Jahr kehrte Jochen Vollmer, ehemals Gymnasiast und nebenberuflich Organisator für Klassenfahrten, unserer Stadt den Rücken zu und reiste mit Eltern und Geschwistern nach Amerika. — Sehr viel Neues stürmte dort auf ihn ein, aber trotzdem vergaß er seine Heimat nicht: Immer wieder erreichten seine schier endlosen Briefe seine alte Klasse, in denen er versuchte, auch sie mit seiner neuen Welt bekannt zu machen. Hören wir uns doch einmal einen Ausschnitt aus einem seiner Briefe an.

JOCHEN VOLLMER
Los Angeles 66, Cal.
4232 Centinella Ave.

Los Angeles,
7-22-57

An all die vielen, vielen Schüler, die jetzt braungebrannt und energiegeladener aus den Ferien zurückkommen und froh sind, wieder zur Schule gehen zu dürfen, und an all die vielen Lehrer, die sich in den Ferien so richtig ausgeruht haben und sich nun schon wieder danach sehnen, diese lebenswerten Schüler unterrichten zu können!

Anmerkung: Es soll allerdings auch hin und wieder mal welche geben, die sich schon wieder nach den nächsten Ferien

sehnen. Aber ich glaube, diese Sonderlinge sind sehr selten.

Ja, nun sind für Euch diese langweiligen Sommerferien schon wieder vorbei, und Ihr könnt Euch in den nächsten 2 Monaten auf die schlimmsten Arbeiten gefaßt machen, bis dann die erlösenden Zeugnisse kommen. Seid bloß froh, daß Ihr keine Amerikaner seid; die müssen gleich 3 Monate Sommerferien in Kauf nehmen, von Juli bis September, und danach geht das Spielen in der Schule unter Beteiligung der Lehrer weiter. Ist das ein grausames Leben!

Ich selber habe glücklicherweise dieses Jahr keine Ferien bekommen. Mein Schläger ist immer: „Arbeit, Arbeit über alles.“

Vom Briefeschreiben habe ich mich allerdings diesen Sommer erholt. Seit Ende Juni ist dieser Brief der erste, den ich wieder schreibe. Die Abendschule hat man auch für 3 Monate geschlossen. So hatte ich wenigstens nebenbei noch etwas Freizeit.

Heute will ich Euch mal was von meinem Market (einem großen Kaufhaus) erzählen:

Die Arbeit geht gut; ich habe sie noch immer gerne. In den 4 Monaten, die ich nun schon dort arbeite, habe ich mich zu einem Boxboy-Fachmann entwickelt. Der Job ist nämlich nur Routine, und die habe ich in den 800 Stunden Arbeit wohl bekommen. Einen klaren Beweis habe ich, daß ich zuviel arbeite: mein rechtes Handgelenk ist nämlich schon seit 2 Monaten leicht angeknackt. Seit damals trage ich Tag und Nacht ein strammes Armband. Das hilft zwar auch nur beschränkt, aber es hilft. Trotzdem tut es so weh, daß ich der Schmerzen wegen nicht mehr richtig zu schwimmen wage, und auch Ballwerfen ist unangenehm. Das Schlimme ist ja nur, daß ich jeden Tag mit der rechten Hand die Tüten packen muß und sie so nie zur Ruhe kommt. Aber wird schon wieder werden. — Von der Arbeit wollte ich ja schreiben. Morgens um 9 Uhr fängt sie an. Erste Arbeit jeden Tag ist ... Fensterputzen. Meine Frau wird es einmal gut haben; denn das Fensterputzen kann sie dann getrost mir, dem großen Köhner, überlassen. — Das nächste ist dann, die „checkstands“ mit Tüten aller Größen aufzufüllen. Einmal in der Woche kommt dann auf ausdrücklichen Befehl des Managers meine Lieblingsarbeit: K=a=u=g=u=m=m=i=k=r=a=t=z=e=n. Früher habe ich mal gerne Kaugummi gekaut, aber heute kann ich keinen mehr sehen. Dieses Kratzen ist eine gute Methode zum Abgewöhnen. Ich sehe aber ein, daß die Arbeit unbedingt nötig ist, denn wenn man das vergessen würde, hätte man nach 3 Monaten einen vielfarbigen Teppich, einen Gummiteppich; glaubt mir, ich habe wirklich nicht übertrieben. Zu dieser Arbeit benötige ich einen extra dafür konstruierten Kratzer, ein hackeähnliches Instrument. Das macht die Arbeit aber auch nicht angenehm. — Dieser kleine Schönheitsfehler stört mich aber überhaupt nicht weiter. In Deutschland würde man ja mit dem Finger auf einen Kaugummikratzer

zeigen, aber hier drückt mir jeder sein tiefes Bedauern aus, daß es so rücksichtslose Mitmenschen gibt. Noch keiner hat mich wegen dieser Arbeit von oben herab angeguckt; das wäre sehr unamerikanisch. — — Gewöhnlich muß ich allerdings „boxen“. Das macht mir großen Spaß. Man muß aber sehr schnell sein, genau so schnell wie die Kassierer, und die sind geübte Fachkräfte, die mit unheimlichem „Zahn“ arbeiten.

In der Zeit, die ich im Market arbeite, habe ich schon eine Menge Leute kennengelernt, und es geht den ganzen Tag: „Hi“, „How are you?“ und „Fine, thank you“. Es ist aber ganz schön, 'ne Menge Leute zu kennen. Es gibt natürlich auch welche, die ich nicht mag, besonders „Meckertanten“, denen man nie richtig packen kann. — — Außer mir arbeitet hier nur noch ein „fulltime“ Boxboy; der ist allerdings schon 45 Jahre alt. — — Vielleicht bekomme ich noch in diesem Jahr eine Chance, „Checker“ zu werden. Das würde mein Einkommen verdoppeln. Gar nicht verkehrt! — — Jeden Donnerstag ist Zahltag; ich bekomme bei 1,30 Dollar die Stunde 50 Dollar die Woche. Davon bekomme ich aber nur 40 Dollar ausgezahlt, der Rest ist „tax“, zu deutsch „Steuer“. Das ist ganz schön happig, 10 Dollar jede Woche. Das sind aber noch nicht alle Unkosten. Die Gewerkschaft bestand auf meine wertvolle Mitgliedschaft, kostete 10 Dollar zum Eintreten und 3 Dollar monatlich. So bin ich nun auch noch Mitglied der „Checker“-Gewerkschaft und außerdem noch tüchtiger Steuerzahler. Die Steuern würden sich sehr viel verringern, wenn ich verheiratet wäre. Was könnte ich durch eine Heirat alles sparen! Habe aber noch nicht die richtige steuersparende Frau gefunden. Bewerbungen können gerichtet werden an mich, den Absender. Ich kann Fensterputzen und ... Kaugummikratzen. — — Die 40 Dollar, die ich bekomme, gehen ganz und gar an meine Eltern weiter, und dafür bekomme ich dann 5 Dollar die Woche Taschengeld. — — Unser „Store“ macht tüchtige Geschäfte. Die Tageseinnahmen schätze ich auf 10.000 Dollar pro Tag und Donnerstag, Freitag und Sonnabend das Doppelte. Unser Office ist aber auch gegen Einbrecher mit allen Mitteln geschützt; eine dicke Stahltür, zu der nur der Manager einen Schlüssel hat, und doppelte, dicke Fensterscheiben und eine wirk-

same Alarmanlage. Drinnen stehen zwei Safes, in denen sich das Geld ganz schön stapeln muß. Einmal in der Woche kommt dann ein Panzerwagen, um Wechselgeld zu bringen und die großen Scheine mitzunehmen. Der Wagen wird in der Mitte der Straße geparkt, damit sie immer starten können. Zwei schwerbewaffnete Männer tragen dann die Geldsäcke rein. Wenn besonders viel Geld drin ist, dann sind die Säcke angekettet. Ganz genau wie in einem Kriminalfilm sieht diese Prozedur aus. — — Zu Ostern hat unser Market 90.000 Ostereier verkauft. Da hätte jeder in Nordhorn 2 Eier kriegen können. Ist das nicht ein gewaltiger Umsatz? — — In unserem Market gibt es fast alles an Lebensmitteln und Haushaltswaren. Alles ist fein übersichtlich in 45 Regalen untergebracht. Der ganze Laden ist in mehrere Abteilungen eingeteilt, das Groceries department, Drug department, Produce department (Obst und Gemüse), Meat department, Liquor department und die Zeitungssecke. Den größten Teil nimmt natürlich das Groceries department ein, wo es alle Lebensmittel gibt! Vielleicht interessieren Euch einige Preise: Kaffee, für den ganz Nordhorn nach Holland fährt, ist hier so billig, daß sich derartige Touren hier nicht lohnen würden; ein ganzes Pfund gibt es schon für 55 Cent. Man kann aber bis zu 1,10 Dollar anlegen. Ein Pfund Tee, ein ganzes Pfund, rangiert um 1,60 Dollar. Mehl und Zucker sind überaus billig, für nur einen Dime (10 Cent) bekommt man schon ein Pfund. Es wird aber nicht etwa pfundweise verkauft, sondern nur in 2=, 5=, 10= und 25=

Pfund-Tüten. Natürlich fertig verpackt. Wer würde sich denn hier die Arbeit des Auswiegens machen! Somit fällt leider auch die schöne Redensart weg, die mich in Deutschland immer so aufregte: „Darf es etwas mehr sein?“ — Alle Milcherzeugnisse sind in einer großen Eisbox untergebracht. Man braucht lediglich eine Glas-tür zu öffnen und die gekühlte Milch rauszunehmen. Sie ist fertig in wasserabstoßenden Pappkartons verpackt. Ich muß immer noch darüber grinsen, wenn ich daran denke, wie ich in Nordhorn in der Milchkanne Milch holen mußte und sie auch manchmal ausgekippt habe. Das Liter kostet hier in der Großstadt nur 20 Cent. Butter, die wir uns in Deutschland des Geldes wegen nicht leisten konnten, ist hier durchaus erschwinglich. Wir verbrauchen jede Woche über 8 Pfund. Das hat mir schon den Spott meiner Kameraden zugezogen. Das Pfund kostet 60–80 Cent. Wir müssen immer eine besondere Art kaufen, weil die gewöhnliche völlig versalzen ist. Eier werden hier nicht bei Stück, sondern bei Dutzend verkauft. Sie sind dann schon in handlichen Pappeierhaltern, um etwaigen Puffen vorzubeugen. Ich als Superboxboy habe allerdings trotzdem schon 'ne Menge Knack-eier fabriziert. Das Dutzend kostet 35 bis 55 Cent. Wie schon berichtet, hat der Osterhase seine Eier auch von hier. Margarine hätte ich beinahe vergessen. Die nimmt man hier nur zum Backen. Geizige sollen sie auch hin und wieder essen, für nur 20–30 Cent. Soweit die Milcherzeugnisbox.

BLICK über den 2AUN

Bella Venetia

Das erste, was wir von Venedig sahen, war die dunstige Silhouette einer Stadt hinter einer weiten Schlickebene, die vor Hitze flimmerte. Wir radelten über die Dammbrücke, die zur Inselstadt führt. Über uns ein paar Möven, links Schienen

und Autos, unter uns Asphalt. Die Italiener lieben solche ebenen, solche geraden Strecken wie diese 4 km lange Brücke und nutzen sie mit ihren Autos durch ein irres Tempo aus. Ihre Begeisterung geben sie durch lautes und anhaltendes Hupen kund. Wir fuhren ganz rechts im zusammengefügten Rollsplitt; denn wer will von einem rasenden Obus gestreift werden?

Hier hat der Stärkere Vorfahrt. — Und dann waren wir in Venedig; riesige Parkplätze für Kraftwagen, vollgestopfte Hochgaragen, geschäftstüchtige Italiener, die rote Zettelchen auf die Autos klebten. Mit sanfter Gewalt nahm man uns die Räder ab und gab uns eine Handvoll Quittungen und Bescheinigungen über den Aufenthaltsort unserer „ciclisti“.

Wir schlängelten uns durch die Autos, um in das romantische Venedig zu gelangen; denn dazu mußten wir auf die andere Seite des Parkplatzes, weil dort die einzige Brücke und Treppe ist.

Da wir nicht im großen Strom der Touristen bleiben wollten, tauchten wir in einer schmalen Gasse unter. Darin pirschten wir uns nach Osten vor, um zum Markusplatz zu kommen, der in dieser Richtung liegen mußte. Nach 1½ Stunden haben wir ihn auch tatsächlich erreicht.

In den Häuserschluchten war es angenehm kühl. Wir stiegen über schlummernde Kinder hinweg, bahnten uns einen Weg durch die Korbstühle einer zweifelhaften Cafeteria und gaben uns Mühe, die seltsamen Düfte zu ignorieren, die sich überall verbreiteten. Kein Fenster war unvergittert; die Italiener scheinen ihre Landsleute zu kennen. Blauer Himmel war nicht zu sehen; über uns hing ein dichtes Gewirr von Strom- und Telefonkabeln und Wäsche, die jeden Passanten freundlich abkühlte — durch die nette Eigenschaft, daß sie tröpfelte. Die Italiener empfanden das jedenfalls als sichtlich angenehm, so daß sich das Familienleben in den ohnehin schon engen Gassen abspielte.

Hin und wieder stießen wir auf einen kleinen Platz, in dem eine Temperatur herrschte, die rege an einen Backofen erinnerte. Die Luft flimmerte über den zer-sprungenen Marmorplatten des Bodens; Gras wuchs spärlich in den Sprüngen der Fliesen, und in den Becken versiegter Springbrunnen war es braun versengt.

Selbst die Katzen suchten den Schatten unter der tropfenden Wäsche auf. Überall lagen sie herum; sie sahen aus wie alte Wäschestücke, die von Motten zernagt waren. Alle hatten die gleiche Farbe: schmutzig gelb-weiß. Und alle waren mager, so daß sie uns fast leid taten. Jedoch hätten sie ja auf die Ratten Jagd machen können, die gemütlich an den Häuser-

wänden entlangspazierten oder seelenruhig in den Kanälen plätscherten, in denen viel Unrat herumschwamm. Selbst dieser störte die zahllosen Kinder nicht, sich ebenfalls in den trüben Fluten von der Hitze zu erholen.

Ab 12 Uhr war es still — Siesta! Alles schlief, ob Katze oder Italiener, und die drückende Stille wurde nur vom Rieseln des Putzes unterbrochen, der von den alten Patrizierhäusern herabfiel. Sie brauchen nicht ausgebessert zu werden, da die Touristen ja nur zum Markusplatz kommen oder sich auf dem Canale grande herumgondeln lassen. Nötigenfalls hängt man eben eine Reklametafel von „Esso“ über die schadhafte Stelle — Reklame muß sein!

Rüdiger Weiß, Kl. 12m

Hitze, Temperament und Corrida

In diesem sommer habe ich mit meinem freund eine trampfahrt durch Frankreich gemacht. Oh, du meinst, da waren schon viele? Aber eine „Corrida“ haben noch nicht so viele gesehen. — Du weißt nicht, was eine „Corrida“ ist? Das wort kommt, glaube ich, aus dem Spanischen und bedeutet stierkampf. Du wirst mir recht geben, daß die wenigsten schon so etwas erlebt haben.

„Corrida jusqu'à la mort“ ist in Frankreich eigentlich verboten. Aber am 14. juli, am „Fête Nationale“, macht man eine ausnahme. Die karten hatten wir uns schon einen tag vorher gekauft, die billigsten natürlich. Zwei stunden vor dem kampfbeginn machten wir uns auf den weg, mitten durch die furchtbarste mit-tagshitze. Links kümmerliche kakteen und rechts bambusähnliche gewächse. Außer uns beiden war kein mensch zu sehen; wer sollte auch sonst um diese zeit durch die gegend marschieren! — An der arena war noch alles ruhig. Nur eine kompanie soldaten in polarmäßiger ausrüstung und mit MGs bewaffnet, hielt die kampfstätte besetzt. Die Franzosen scheinen dort sehr temperamentvoll zu sein, wenn man sie so bewachen muß. Die arena machte übrigens einen eindruck, als ob sie schon vor 2000 jahren das gebrüll sterbender stiere

gehört hätte; sie war gänzlich verfallen und von gras überwuchert.

Allmählich begann der zustrom der blutdürstenden massen: männer in bunten hemden, temperamentvolle, schwarzhaarige Französinen und sogar runzlige, alte großmütter. Kurz vor beginn suchten wir uns auch einen platz in dem sonnenüberfluteten, vor hitze stöhnenden rund. Rings um den rot zu uns heraufleuchtenden innenraum erhoben sich die verfallenen ränge mit den 4000 fanatischen schaulustigen; eine polizeikapelle produzierte sich mit heißen rhythmien.

Dann erschien plötzlich der matador mit seinen mordgehilfen. Die musik spielte: Auf in den kampf...

Die helden sahen sehr mutig aus in ihrer farbenprächtigen aufmachung. Wir mußten unseren guten eindruck über sie aber bald revidieren. Als man nämlich den stier in die arena ließ, verkroch sich die ganze gesellschaft hinter den sechs barrikaden, die um das ganze rund verteilt waren. Nur ganz schüchtern wagten sie sich hervor und wedelten mit ihren rosaroten tüchlein, um den stier zu reizen. Die ganz mutigen liefen sogar einmal quer durch den innenraum. Vom matador sah man vorläufig überhaupt noch nichts. Er sollte erst später in aktion treten. Nachdem man so fünf minuten lang seinen heldenmut unter beweis gestellt hatte, trat ein reiter auf einem gepanzerten pferd in erscheinung. Wutschnaubend und mit gesenkten hörnern raste der stier auf diesen zu. Der kühne reitersmann hielt aber nur seine lanze hin, und so floß das erste blut. Das publikum tobte trotz der mörderischen hitze vor begeisterung. Ich war mir nicht ganz klar, ob ich als empfindsamer Nordeuropäer dieses blutbad überleben würde; denn der stier schien nicht zu begreifen, daß er gegen den reiter immer den kürzeren ziehen würde. Noch fünf- oder sechsmal spritzte das blut zur freude der zuschauer. Danach verließ der recke das schlachtfeld und überließ das weitere den fünf männern mit ihren wedelnden tüchlein, zu denen sich noch drei pikadores mit je zwei kurzen, buntumwickelten lanzen gesellten. Man reizte den stier weiter und piekte ihm so nebenbei die scharfen instrumente ins fell. Das sah wirklich sehr „nett“ aus, nur dem stier bekam es anscheinend nicht; denn er

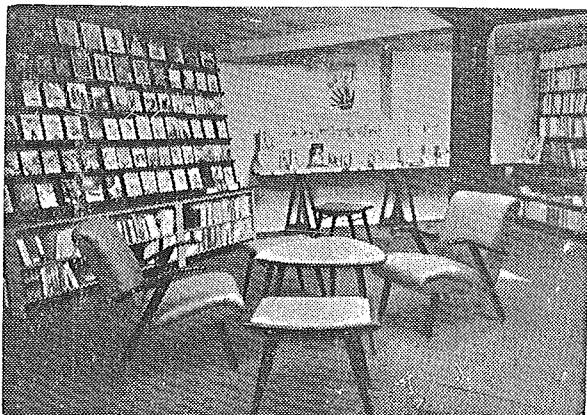
wurde schon müde, und seine bewegungen waren auch nicht mehr so schnell. In diesem augenblick betrat der held des tages und der frauen, der matador, die arena. In der hand schwang er ein kurzes knallrotes tuch, in dem er einen blitzenden degen versteckt hielt. Tiefes schweigen herrschte, und die kapelle intonierte einen trauermarsch, um die stim-mung wirkungsvoll zu untermalen. Dann begann der torero sein blutiges handwerk. Mit hilfe seines roten tüchleins führte er eine reihe gefährlicher kunststückchen vor: er ließ den stier um sich herum gehen und kniete sich sogar vor ihm nieder. Das ungetüm rannte aber immer nur auf das rote tuch zu, statt seinen gegner einmal anzugreifen. Schließlich wollte und konnte das arme tier nicht mehr und blieb mit resigniert gesenktem haupt stehen. Der matador brauchte nur noch maß zu nehmen, zuzustechen und einige augenblicke zu warten. Dann konnte er sich einen huf und das schwanzende als siegestrophäe von seinem opfer abschneiden, um dann mit stolzgeschwellter brust durch die arena zu marschieren, während man den toten stier hinauszog. Die menschen rasten förmlich vor begeisterung. Hüte und damenschuhe wirbelten durch die luft in die arena, und dann kam schon der nächste stier. Alles begann von vorne. Im ganzen mußten vier stück ins gras beißen. Nach zwei stunden verließen mein freund und ich schweißüberströmt und erschöpft den ort blutiger geschehnisse, mit dem festen vorsatz, so schnell nicht noch einmal ein so grausames schauspiel mitzu-erleben.

Bernd Gemeker, Kl. 11m

*

ANMERKUNG DER REDAKTION:

Manche von Euch werden im stillen schon gedacht haben: na, wir scheinen ja „Goldenen Zeiten“ entgegen zu gehen; kein Unterschied mehr zwischen Groß- und Kleinschreibung! — Leider müssen wir Euch enttäuschen. Auf Wunsch des Verfassers ist der Artikel zwar so abgedruckt worden, daß alle Worte klein beginnen, womit er ein weitverbreitetes Anliegen — auch von Wissenschaftlern — vertritt. Aber — der Duden ist leider im Augenblick noch nicht bekehrt.



Nach der Schule
Müh' und Last,
Kommt zur Höhle,
haltet Rast!

DIE BÜCHERHÖHLE

CHARLOTTE STIER

Nordhorn, Kokenmühlenstraße 1

Junge Ferienreisende „entdecken“ die Heimat

Der Bundesbürger hat in diesem Sommer für seinen Urlaub die Heimat entdeckt. Eine Umfrage beim Fremdenverkehrsverband Kurhessen und Waldeck, in zahlreichen hessischen Ferienorten und bei Verkehrsfachleuten ergab, daß in Nordhessen die Zahl der Feriengäste gegenüber dem Sommer 1956 um mindestens 15 % gestiegen ist. Diese Zunahme ist fast ausschließlich auf die Urlauber aus dem benachbarten Westfalen sowie aus Hamburg und Bremen zurückzuführen. Ein Maßstab für das wachsende Interesse an Ferien in entlegenen Orten ist die Nachfrage nach den Prospekten „Oasen der Ruhe“. Für diese Prospekte interessieren sich auffallend viele jüngere Urlauber, die in den letzten Jahren mit Motorrollern weite Reisen ins Ausland unternommen haben. Als Grund dafür, daß sie in diesem Sommer ihre Ferien in hessischen Dörfern verbrachten, gaben sie an, das Reisen auf den in der Saison oft hoffnungslos überfüllten Straßen ins Ausland mache ihnen keine Freude mehr. (Grafschafter Tagespost.)

AM WEGESRAND

In den diesjährigen Sommerferien habe ich etwas sehr Niedliches erlebt. Ich war gerade auf dem Wege zu meinem Freund, als es neben mir im Gebüsch raschelte. Ich fahre zusammen: „Was mag das sein?“ denke ich. Vorsichtig biege ich die Zweige auseinander. Da, ein braunes Etwas flitzt, vor mir flüchtend, einen Baumstamm hinauf. Ich muß lachen, es ist nur ein Eichhörnchen. Doch da, was ist das! Das Eichhörnchen stutzt, es bleibt in der Mitte des Stammes sitzen. Jetzt weiß ich auch, warum. Ein schwarzes Eichhörnchen will den Stamm hinunter, aber da ist ja das braune! Statt an der Rückseite hinauf- oder hinunterzuklettern, waren sie, die sonst so Friedlichen, bald in einen erbitterten Kampf verwickelt. Es sah furchterregend aus, wie die beiden sich anfauchten; die Augen blitzten böse. In ihrem Eifer bemerkten sie gar nicht, daß ich herangetreten war. Doch als ich mit der Hand über das weiche braune Fell des einen streiche, springt es mit einem gewaltigen Satz über das schwarze hinweg und flüchtet in die sichere Krone des Baumes; und auch das schwarze war plötzlich verschwunden.

Wolf-Helmar Kämpfer, Kl. 6a

WAS MEINT IHR DAZU?

Über das Camping

Hast Du schon einmal einen Katalog in der Hand gehabt, der Camping-Anhänger anpreist? Mit Schlagworten und vielfach leeren Versprechungen versucht man, dem Leser solch ein Wunderwerk der Technik aus Aluminium aufzuschwatzen, das den Besitzer zur Natur zurückführen soll.

„Zurück zur Natur!“ rufen alle, die Camping-Ausrüstungen anbieten, und der Käufer ist überzeugt, sehr klug zu handeln, wenn er sich ein Zelt oder einen Wohnwagen zulegt. Es liegt doch auf der Hand, wieviel Schönes eine richtige Camping-Tour bietet:

Der abgespannte, erholungsuchende Mensch fährt mit dem Auto oder dem Motorrad verträumte Waldwege entlang, übernachtet an einem leise plätschernden Bach oder wo es ihm gerade gefällt, und benimmt sich im übrigen ganz, wie es ihm beliebt. Fernab vom Getriebe der Welt kann er neue Kraft für den Alltag sammeln. Mit seinem Camping-Anhänger stößt er bis in die entlegensten Winkel Europas vor, in die noch nie ein anderer Tourist gekommen ist.

So lernt man die Welt richtig kennen! Nach vierzehn Tagen kommt man braun-gebrannt wieder nach Hause und läßt sich als weitgereister Mann bewundern. Man war in den Alpen, hat am Gestade der blauen Adria gezeltet und kennt Südfrankreich wie die eigene Hosentasche. Und was hat der Spaß gekostet? Nichts, denn Camping ist nicht teurer als das Leben zu Hause — so ungefähr könnte der Reklame-Fachmann einer Wohnwagenfirma triumphierend schließen.

Ich selbst habe mit Fahrrad und Zelt ein gut Teil von Europa kennengelernt; wohin ich auch kam, ob nach Schweden oder Frankreich, Holland oder Italien, Österreich oder in die Schweiz, überall sah ich Touristen, die mit Zelt oder Camping-Anhänger reisten, aber ganz anders, als es in den Katalogen und Reklametexten steht.

Die Menschen, die die Natur zu suchen vorgeben, ziehen mit Hauszelten, die Bun-

galows ähnlich sehen, oder mit komfortablen Wohnwagen (für nur 6500 Mark) durch die schöne Landschaft. Sie sausen auf Autobahnen in Richtung München-Brenner und wundern sich, daß es noch 36 km bis Starnberg sind! Sie fotografieren wie toll, um an Hand von Farb-Diapositiven später ihren Bekannten zeigen zu können, wo sie überall waren. Abends ist es wichtig, einen Zeltplatz zu finden, natürlich einen bewachten, damit nicht etwa von niederträchtigen Mitmenschen die elektrisch heizbare Camping-Hose entwendet wird! Dort ist auch bis tief in die Nacht hinein Gelegenheit zu Tanz und Unterhaltung.

Fragt man einmal solch einen „Camper“, ob er jemals mit Kompaß und Wanderkarte auf einsamen Wegen gelaufen sei, schwitzend und mit einem Zweig nach Bremsen schlagend, ob er jemals im Walde geschlafen oder bäuchlings, aber selig das kalte Wasser eine Quelle geschöpft habe, so wird er wahrscheinlich antworten: „Nein, warum auch, das kann ja jeder!“

Das stimmt jedoch nicht — heute können das anscheinend nur noch sehr wenige Menschen. Das sind diejenigen, die sich Zeit nehmen, die laufen oder mit dem Rad fahren. Sie meiden die Zeltplätze und die großen Straßen, übernachten irgendwo im Walde und waschen sich im Bach. Die andern rasen mit Auto und Wohnwagen von Stadt zu Stadt, essen in Hotels und geben dreimal so viel Geld wie zu Hause aus, obwohl Camping doch billig sein sollte.

UHREN. GOLD UND SILBER

bei

Michael Meinen

Goldschmied

Juwelier

Die aber, die sich kein Auto oder Motorrad leisten können, über die man sich oft lustig macht, sitzen irgendwo bei „Mutter Grün“, braten sich Speck über einem Feuer und essen Brot dazu; und es schmeckt ihnen gewiß besser als den andern, die im Hotel speisen — natürlich ein echtes Schweizer „Camping-Schnitzel“.

Rüdiger Weiß, Kl. 12m

Betr.: Anhalteunwesen

Ministerialerlaß

v. 4. 6. 1953—III 1509/53

Regelmäßig wiederkehrend, warnt die Schule auf behördliche Anordnung vor dem Trampen, und jedesmal unterdrückt ein Teil der Schüler höflich das Lächeln über soviel „Weltfremdheit“.

Wenn uns die Weitgereisten dann Ansichtskarten vom Fuß der Pyrenäen, aus Sizilien, Stockholm, Schottland schicken und glücklich melden, daß es doch überall noch Menschenfreunde gebe, die einen gern mitnehmen, regt sich in uns ein wenig neidvolle Bewunderung (rückblickend auf die „Ferienwanderleistung“ unserer eigenen Schulzeit), ein wenig tastende Selbstkritik, ob der Herr Kultusminister und der Herr Innenminister mit der alljährlich wiederholten Warnung an die Eltern und Schüler nicht doch vielleicht ein wenig zu ...

Lesen wir da in der „Welt“ unter dem 21. 9. 57: ... sind zwei junge Schweizer in Hamburg spurlos verschwunden. Sie waren von Basel über Frankfurt und Köln in die Hansestadt getrampt. Die letzte Nachricht von ihnen an die Eltern besagte,

daß sie einen „Gönner“ (siehe oben: Menschenfreund!) kennengelernt hätten, der sie mit nach Kopenhagen nehmen wolle. Seit sechs Wochen fehlt jede Nachricht ...

Müller

Oberstudienrat

Schade,

... daß die Ferien immer so schnell vergehen.

Aber

... wir können manches tun, um die Ferienwochen noch lange in unserer Erinnerung zu behalten.

Dazu sind, insbesondere beim modernen Fremdenverkehr, viele Hilfsmittel gegeben. In jeder größeren und auch kleineren Stadt, die der Fremdenverkehr entdeckt hat, werden Unmassen von Reiseandenken aller Art angepriesen, ob es Abzeichen, Kaffeekannen, Biergläser, Tücher oder Mützen sind, und so kehren viele, die Koffer und Rucksäcke mit teuer bezahltem Kitsch gefüllt, das Hemd mit Abzeichen aus aller Herren Länder bespickt und das Fahrrad oder das Auto mit Bildern beklebt, von ihrer Reise zurück und bilden sich ein, dauernde und wertvolle Erinnerungen gesammelt zu haben. Aber ist dem auch wirklich so?

Ein billigeres und besseres Mittel, sich seine Reiseeindrücke zu erhalten, ist vor allem das Führen eines Tagebuches. Wenn ich auf Fahrt bin, so schreibe ich jeden Tag die Eindrücke und Erlebnisse des vergangenen Tages nieder und schildere in kurzen Zügen die durchfahrene Landschaft, sehenswerte Gebäude und Städte. Zur Ergänzung und Bereicherung des Tagebuches kaufe ich mir in jeder Stadt Ansichtskarten. Jedesmal macht es mir von neuem Spaß, aus der Unzahl von mehr oder minder wertvollen Karten die besten auszusuchen. Hinzu kommen noch, falls man selbst einen Apparat besitzt und begeisterter Fotoamateur ist, die selbstgeknipsten Aufnahmen, die ja bekanntlich zu den schönsten Erinnerungen zählen.

Die wertvollste Reiseerinnerung ist aber das Fahrten- oder Reisebuch, das ich mir anlege, wenn ich zurückgekehrt bin und genügend Zeit und Sammlung besitze. Hierin vereinige ich alle auf der Reise niedergeschriebenen, geknipsten und gekauften Erinnerungen zu einem großen Reisebericht. Neben die schönsten Fotos und

Ansichtskarten, die ich eingeklebt habe, schreibe ich die Reiseroute mit einigen Erlebnissen und Eindrücken aus dem Tagebuch ab und ergänze sie durch in den Text eingeklebte Eintrittskarten, Prospekte und Ausschnitte aus Landkarten. Es gibt nichts Schöneres, jedenfalls für mich nicht, als die Fahrtenbücher der vergangenen Jahre durchzustöbern und die alten Erinnerungen in mir aufsteigen zu lassen.

Dietmar Albrecht, Kl. 10f

Jobismus

Während der „Sauregurkenzeit“ hat sich beinahe jede Zeitung auf das „Problem“ der Schüler-Ferienarbeit gestürzt. Meist handelte es sich um recht billige Betrachtungen, die in der Verurteilung jugendlicher Erwerbsgier gipfelten. Für unsere Schule hat Herr Oberstudienrat Müller mit der Sorgfalt des Statistikers nicht nur die Zahl der Arbeitswütigen festgestellt, sondern auch nach der Verwendung des verdienten Geldes geforscht, so daß wir darüber Genauer berichten können.

Heute meint man, alles Schlechte komme aus Amerika: die Halbstarken wie die Atombomben. Wie steht es nun um die Ferienarbeit in ihrem Ursprungsland?

In Amerika ergeben sich infolge Hochkonjunktur viele Beschäftigungsmöglichkeiten für Jugendliche. Fünf Millionen arbeiten nicht nur während der Ferien, sondern sogar halbtags nach der Schule oder über Sonnabend-Sonntag. In den Sommerferien verdienen sich fast zehn Millionen Teenager ihr Taschengeld. (Über das Anwachsen der Todesfälle bei Jugendlichen infolge Managerkrankheit liegen leider keine vergleichenden Statistiken vor.) Für die Oberstufe unserer Schule — wir lassen die Mädchen unberücksichtigt, denn nur sechs von ihnen haben in den Ferien gearbeitet — ergeben sich folgende Zahlen:

Klasse	Anz. d. Schüler	Davon auf Ferienarb.	Geldverwendung	
			Fahrten	Sonderwünsche
11 m	24	10	3	7
11 L1	14	6	3	3
11 L2	17	14	5	9
12 m	20	8	4	4
12 L1	12	9	5	4
12 L2	15	6	1	5
13 m	15	7	3	4
13 L	23	14	7	7
	140	74	31	43

Insgesamt arbeiteten von 140 Schülern 74 in den Ferien, also etwa jeder zweite verdiente sich Geld. Die Klassenstufe hatte kaum Einfluß auf den Arbeitseifer. Der größere Teil der Schüler benutzte den Lohn zur Finanzierung von Sonderwünschen, die von der Aktentasche bis zum Moped reichten; die anderen gaben es für Fahrten aus. Interessant ist, daß nicht ein einziger seinen Verdienst in die Familienkasse gab; unsere Schüler sind gewiß nicht alle krasse Egoisten, vielmehr scheint es keine richtige Geldnot mehr in den Familien zu geben.

Wie soll man die Schüler-Ferienarbeit beurteilen? Soll man jeden zweiten Jungen der Oberstufe in Grund und Boden verdammen? Vor zwanzig Jahren wurde der junge Mann, der mit seinen Sonderwünschen nicht dem Vater auf der Tasche lag, sondern sie selbst finanzierte, allgemein gelobt. Heute steht man solchem Verhalten sehr kritisch gegenüber.

Ich bin überzeugt, daß kein Schüler nach Art des Geizigen, den wir aus der Literatur kennen, bloß um des Geldes willen seine Ferien opfert. Jeder hat ein greifbares Ziel vor Augen: er will sein Geld auf seine Weise sinnvoll anlegen. Also ist die moralische Gefahr nicht groß.

Zu schwarz sehen auch diejenigen, die

Unsere Dienstleistungen:
Spareinlagen, Scheckverkehr
Überweisungen, Kredite
Wertpapiere
Vermögensberatung

ARBEITEN SIE MIT UNS!
VOLKSBANK NORDHORN

ALLE LEDERWAREN

FÜR BERUF · SCHULE
REISE BEI

Hartmann

dem Schüler einen nichtigen Vergnü-
gungsdrang (Moped) unterschreiben; denn
der Jugendliche will ja Mühen vielfacher
Art auf sich nehmen, um zu Geld zu
kommen.

Ich sehe in der Ferienarbeit sogar einen
erheblichen ideellen Wert. Die Schüler
unserer Oberstufe sind 16–20 Jahre alt.
Hätten wir die Schule mit 14 Jahren ver-
lassen, so wären wir größtenteils bereits
ausgelernte Gesellen oder junge Kauf-
leute. Wir müßten den ganzen Tag hart
arbeiten, hätten kaum Ferien und müßten
Steuern zahlen. Wir ständen mitten im
sogenannten praktischen Leben.
Und auf der Schule? Da stehen wir mitten
im „theoretischen“ Leben, im behüteten
Raum. Die Sorgen unserer erwerbstätigen
Altersgenossen drücken uns nicht, wir
kennen sie nicht einmal. Erst nach dem
Abitur mag das anders werden.

Der Großteil der ferienarbeitenden Jun-
gen war im Hoch- oder Tiefbau beschäf-
tigt; denn dort kann man während der
Saison ungelernete Leute gebrauchen. Im
Bauwesen muß aber schwere körperliche
Arbeit geleistet werden, und zwar von 7
bis 17 oder 18 Uhr. Und von sanfter Be-
handlung kann nicht die Rede sein.
Rammt sich bei uns ein Schüler einen
stecknadelkopfgroßen Splitter ins Bein, so
wird der Arme gleich vom biokundigen
Teil des Kollegiums umringt und darf drei
Tage schwänzen, ohne daß jemand Ver-
dacht schöpft.

Auf dem Bau heißt es trotz zerschunde-
ner Hände weiterarbeiten, wenn man nicht
den Anschluß verpassen oder gar „fliegen“
will.

Gerade in solcher Härte sehe ich einen
Wert. Dadurch, daß man am eigenen Leibe
erlebt, wie es den Altersgenossen ergeht,
merkt man erst, wie freundlich man in der
Schule angefaßt wird. (Dabei will ich kei-

neswegs behaupten, daß wir es bei uns
leicht hätten.)

Die Ansicht, die Ferien seien dazu da, daß
sich der überarbeitete Schüler ausruhe,
halte ich für falsch, da es keine überar-
beiteten Schüler gibt. Die Andersartigkeit
der körperlichen Arbeit bringt sogar einen
gesunden Ausgleich.

Aufs Ganze gesehen, meine ich, daß man
das Problem nicht zu wichtig nehmen
sollte. Jugend ist wohl immer bis zu einem
gewissen Grade ein Spiegelbild der Er-
wachsenen, und die Jagd nach dem Mam-
mon wird, wohin wir schauen, uns vor-
gelebt. Wir beobachten das durchaus auch
kritisch. Wenn wir aber etwas Bestimmtes
erwerben wollen, nutzen wir natürlich die
reichlich gebotene Möglichkeit des Geld-
verdienens aus. Solange das nicht zur
Sucht ausartet, halte ich diesen „Jobis-
mus“ nicht für gefährlich.

Wolfhart Lichtenberg, Kl. 11 L1

EINE FRAGE AN UNSERE LESER

Zum Teil stellen die Beiträge Arbeiten
dar, die als Klassenaufsätze geschrieben
wurden. Dank der Findigkeit unserer Leh-
rer — oder etwa nicht? — sind die Themen
dieser Klassenaufsätze oft so abgefaßt,
daß sie allgemein interessieren. Eine gute
Bearbeitung eines solchen Themas — mei-
nen wir — sollte deshalb auch hin und
wieder einem größeren Kreis zugänglich
gemacht werden. Oder erhält unsere Schü-
lerzeitung dadurch zu viel „Arbeits“-An-
strich? — Eine Frage nebenbei: Wer hat
denn bei der Lektüre bisher überhaupt
gemerkt, wann es sich um einen in der
Schule geschriebenen Aufsatz handelt? —
Und noch eine weitere Frage: Stellen
solche Aufsätze nicht doch oft etwas an-
deres dar als Arbeiten im üblichen Sinne?

Die Redaktion

Der Weg zum „Taschengeldstaat“

Den Leser wird das, was im folgenden
unter diesem Thema entwickelt wird, in
einer Schülerzeitschrift überraschen. Aller-
dings stammt dieses Thema nicht aus dem
Leben unserer Schule. Da aber Feriener-
lebnisse, Schulfeste u. a. schon auf man-
cherlei Weise an dieser Stelle Platz ge-
funden haben, meinte der „Chef vom
Dienst“, man solle getrost einmal den

engeren Rahmen des Schulbereiches spre-
ngen und sich Dingen von allgemeinem In-
teresse im öffentlichen Leben zuwenden.
Schließlich ist es ja auch eine der Haupt-
aufgaben der Schule, den Schülern die
Augen zu öffnen für das, was um sie her
geschieht (und sie zu Menschen heranzu-
bilden), so daß sie sich ein eigenes Urteil
bilden können.

So haben wir uns diesmal die Frage ge-
stellt, ob der Wohlfahrtsstaat, wie wir
ihn heute mehr und mehr zustreben,
nicht schließlich jegliche echte Wohlfahrt
überhaupt bedroht.

Einerseits sind wir bestrebt, einen Staat
der garantierten Sicherheit und der Ein-
kommensangleichung zu schaffen; ande-
rerseits rühmen wir uns aber eines Ge-
sellschafts- und Wirtschaftssystems, das
sich auf die Ordnung und Antriebskräfte
des Marktes und der freien Unterneh-
mung verläßt und damit seine außeror-
dentlichen Erfolge erzielt hat.

Wenn man sich unsere Bundesrepublik
ansieht, wird man geneigt sein zu sagen,
daß doch beides ganz friedlich nebenein-
ander bestehen kann, ja sich sogar gegen-
seitig ergänzt zu einer guten Ordnung.
Aber auf die Dauer wird sich immer deut-
licher zeigen, daß eines von beiden wei-
chen muß: entweder der totale Wohl-
fahrtsstaat oder das System der freien
Wirtschaft und damit auch das der freien
Gesellschaft.

Im Grunde genommen wird der heutige
Wirtschaftsstaat den Verhältnissen gar
nicht mehr gerecht; denn die organisierte
Staatshilfe zugunsten der wirtschaftlich
Schwachen hat nur in einer ganz bestimm-
ten Periode der Sozialgeschichte ihren
Sinn gehabt, nämlich in der, die zwischen
der vorindustriellen Gesellschaftsordnung,
wie sie im Mittelalter bis zum 18. Jahr-
hundert bestand, und der heutigen hoch-
entwickelten Industriegesellschaft liegt.

In jener Zwischenzeit, die durch die indu-
strielle Revolution eingeleitet wurde,
löste sich das alte soziale Gefüge auf,
und viele Handwerker und Bauern wurden
Proletariat. Dieser Handarbeiter war
durch die sich überstürzende Entwicklung
zu sehr in seinem Vorsorgewillen gelähmt,
um die genossenschaftliche Hilfe echter,
kleiner Gemeinschaften aufbauen zu kön-
nen. In dieser Lage mußte der Staat ein-
springen und in seiner organisierten Mas-
senfürsorge der zum Proletariat verkrüp-
pelten Arbeiterschaft eine Krücke ver-
schaffen. Diese Krücke ist aber in dem
Maße entbehrlich geworden, wie unsere
Gesellschaft die unrühmliche Zeit der Ent-
wurzelung überwunden hat.

Sonderbarerweise wird aber gerade heute,
wo wir in den wirtschaftlich fortgeschritte-

neren Ländern jene Zeit längst hinter uns
haben, das Prinzip der staatlichen Massen-
fürsorge auf die Spitze getrieben.

Wenn wir es jedoch mit der Achtung vor
der freien Persönlichkeit ernst meinen,
sollten wir nicht vergessen, den Fortschritt
daran zu messen, wie die Massen unseres
Volkes aus eigener Kraft und Verantwor-
tung durch Sparen und Versicherungen
und durch die vielfältigen Arten der
Gruppenhilfe für ihr Alter vorsorgen.
Denn fortgesetzt auf den Staat zu sehen
und von ihm Hilfe zu erwarten, ist eines
freien Menschen nicht würdig, weil er da-
durch einen Teil seiner Freiheit verkauft.

Dagegen wird oft eingewendet, daß die
Besserung der wirtschaftlichen Lage brei-
tester Schichten zwar die Sozialleistungen
des Staates zum größten Teil überflüssig
gemacht habe, daß aber die durch die In-
dustrialisierung entstandene Lockerung
des Familienzusammenhalts die Hilfsbe-
dürftigkeit gesteigert habe. Dazu ist er-
stens zu fragen, ob nicht die umfassende
Hebung des Lebensstandards die Bedürf-
tigkeit weit mehr abgeschwächt hat, als
sie durch die Lockerung des Familienzu-
sammenhalts gesteigert worden ist; und
zweitens ist zu fragen, ob nicht gerade der
Staat mit seiner Massenversorgung es ist,
der den Menschen den Sinn für Eigenhilfe
und Zusammengehörigkeitsgefühl aber-
zieht. Wenn vor kurzem im englischen
Unterhaus eine Abgeordnete mit bewege-
ten Worten das Schicksal ihres alten Va-
ters schilderte, um zu beweisen, wie un-
zulänglich noch immer der Wohlfahrts-
staat sei, so ist das kein Beweis für die
Dringlichkeit der Staatshilfe, sondern ein
erschreckendes Anzeichen dafür, wie weit
im modernen Wohlfahrtsstaat der Sinn
für das Natürliche abhandengekommen
ist. Ein Abgeordneter gab ihr denn auch
die einzig richtige Antwort, daß sie sich
schämen müßte, wenn ihr Vater von seiner
eigenen Tochter keine ausreichende Unter-
stützung empfinde.

Der Wohlfahrtsstaat von heute ist gar
nicht mehr ein bloßer Ausbau der alten
Sozialversicherung, wie sie in Deutschland
von Bismarck begonnen wurde. Er ist
vielmehr zu einem Instrument der mög-
lichst vollkommenen Angleichung, um
nicht zu sagen Gleichmacherei, geworden.
Zugleich ist an die Stelle des Mitgefühls
für den Minderbemittelten der Neid ge-

treten. Das Wegnehmen ist mindestens ebenso wichtig geworden wie das Geben, und wenn man keine Hilfsbedürftigen mehr findet, so muß man sie eben erfinden, um die Herabdrückung der Wohlhabenderen auf eine Norm moralisch zu rechtfertigen; denn wer heute sagt, daß Reichtum unrechtmäßig sei, der kann der Zuneigung der Masse gewiß sein. Da nun aber das Ziel der sozialen Revolution nicht eher erreicht ist, bevor nicht alle Unterschiede eingeebnet sind, da ferner gerade die verbleibenden kleinen Unterschiede den Neid der Masse noch mehr entfachen, und da endlich kein Zustand vorstellbar ist, der dem Neid keine Nahrung mehr bietet, so nähert sich zwar der Grad der Einebnung immer mehr der vollkommenen Gleichheit, wie sich die Asymptote einer Kurve nähert, aber beide erreichen ihr Ziel niemals. Darum müssen wir diese Richtung der Sozialpolitik als Irrweg erkennen.

Der alte menschenfreundliche Grundsatz, daß auch der Ärmste sich nicht verloren fühlen soll, hat zu der Meinung geführt, daß jede Ausdehnung der staatlichen Massenversorgung ein Meilenstein des Fortschritts sei. Das Extrem ist dann der „Taschengeldstaat“, der seinen Bürgern immer mehr die freie Verfügung über ihr Einkommen entzieht, indem er es ihnen durch Steuern wegnimmt, und ihnen, nach Abzug der hohen Verwaltungskosten dieses Systems, die Verantwortung für die lebenswichtigeren Bedürfnisse abnimmt, entweder ganz, wie in England im Falle der Erziehung und der ärztlichen Behandlung, oder zum Teil, wie bei den staatlich subventionierten Wohnungen und Nahrungsmitteln. Was ihnen dann am

Ende bleibt, ist ein Taschengeld, das sie für weniger lebenswichtige Dinge verwenden können.

Die in dieser Entwicklung lauerten Gefahren sind umso ernster zu nehmen, als in der Natur des Wohlfahrtsstaates nichts liegt, was ihm selbst eine Grenze setzen würde. Er hat vielmehr das entgegengesetzte Bestreben, sich immer weiter auszudehnen, auch auf die Schichten, die, ließe man sie unbehelligt, schon für sich selbst sorgen würden, jetzt aber vom Staate entmündigt werden. Das fortgesetzte Anschwellen des Wohlfahrtsstaates ist deshalb so verhängnisvoll, weil jede Erweiterung leicht und verführerisch, jede Zurücknahme eines hinterher als unbeachteten erkanntes Schrittes politisch fast unmöglich ist. England hätte seinen nationalen Gesundheitsdienst kaum in seiner heutigen Radikalität durchgeführt, wenn es vorher das Ergebnis geahnt hätte.

Je weiter sich nun der Wohlfahrtsstaat ausdehnt, umso näher rückt der Augenblick, in dem die riesige Pumpmaschine zu einer Enttäuschung für alle wird, zu einem Selbstzweck, der niemandem mehr dient, nicht einmal mehr dem sie bedienenden Maschinistenheer der Sozialbürokratie. Das System der Massenversorgung kann immer weniger von den höheren Einkommen allein getragen werden und muß daher mehr und mehr denselben Massen aufgebürdet werden, denen es helfen soll. Das heißt aber nichts anderes, als daß den Massen das Geld aus der linken in die rechte Hosentasche jongliert wird. Der „Erfolg“ muß überdies noch mit den Kosten für eine ständig mächtiger werdende Staatsmaschinerie bezahlt werden, außerdem mit der Verminderung der Leistungsfähigkeit und der Selbstverantwortung sowie mit dem langweiligen Grau einer Gesellschaft, in der oben der Ärger und unten der Neid immer mehr den wirklichen Gemeinsinn, die schöpferische Muße, die Freigebigkeit und eine echte Gemeinschaft ersticken.

Hans=Adolf Rosenboom, Kl. 13 L

Dieser Beitrag vertritt natürlich nicht die einzige und mögliche Anschauung. In der nächsten Nummer wollen wir eine Gegenstimme dazu zu Worte kommen lassen, aber diesmal hatten wir dafür keine Zeit mehr. DIE REDAKTION

Das führende **Fahrrad- und Nähmaschinenhaus**

Peinert

Nordhorn, Bentheimer Str. 19
Ruf 831

Literarisches UND Musisches

...und sie nennen es Jazz

Daß das schlechte Wetter nur von den Atombomben kommen kann, ist heute die allgemeine Ansicht des Mannes auf der Straße; und es ist ein leider ebenso verbreiteter Irrtum, alles, was an Musik in unseren Ohren ungewohnt klingt, als Jazz zu bezeichnen.

Die Jazz ist, ähnlich wie die Atombomben, an allem schuld; am vielzitierten Halbstarckenproblem ebenso wie an der Jugendkriminalität. — Und warum eigentlich? — Weil das heiße Eisen des „hot jazz“ so oft willkürlich in Formen gehämmert und gepreßt wurde, in die es gar nicht hineinpaßt! — Weil geschäftstüchtige Manager dem Rundfunkhörer und Filmbesucher weismachen wollen, das eintönige, nervenaufreibende Gehämmer einer Rock'n Roll-Schlagermaschinerie habe etwas mit der feinen Rhythmik des echten Jazz zu tun. — Weil von uns selbst und leider besonders von der Jugend, die in sich den eigentlichen Träger und Verfechter dieser neuen Musik sehen möchte, alles „Schräge“ in der Musik (ja, sogar schon Schnulzen) als Jazz bezeichnet wird.

Wenn wir aber einmal zum Ursprung des Jazz, den Neger-Spirituals, zurückgehen, so finden wir in ihnen eher Beziehungen zu klassischer Musik als zu den Schoenberg'schen Klängen. Neu in der Jazz-Musik ist die starke Betonung des Rhythmus, der als Hauptelement des Jazz ein untrügliches Kennzeichen für seine Herkunft ist. Nur aus der Urwürdigkeit des Naturvolkes der Neger können wir die rhythmische Ekstase der Jazz-Musiker verstehen, die aber beileibe nicht mit der Hysterie eines „Rock'n Roll“-Besessenen zu verwechseln ist. Und ebenso weit wie ein Sextaner vom Abitur entfernt ist, ist auch ein schluchzender Elvis Presley von der Kunst einer Bessy Smith entfernt.

Ja, der Jazz ist wirklich eine neue Kunst-erlebnis- und Ausdrucksgestaltung stellt er eine expressionistische Kunstgattung dar und ist vielleicht auch deshalb nicht leicht zu verstehen.

Von namhaften Komponisten wird heute immer wieder der Versuch gemacht, den Jazz mit Klassik zu verbinden.

Beispiele dafür sind Ernst Kreneks Oper „Jonny spielt auf“ und besonders eindrucksvoll ein Konzert für Symphonie- und Jazzorchester von Rolf Liebermann, in dem das Jazzorchester die Stelle des sonst üblichen Solisten einnimmt. Gershwins „Rhapsodie in Blue“ oder Addinsells „Warschauer Klavierkonzert“ sind ebenfalls Versuche dieser Art, die sich selbst der fanatischste Gegner des Jazz ohne Schaden, ja vielleicht sogar mit Begeisterung anhören kann. — Schlager- und Revuemusik überleben sich sehr schnell; der Jazz, dessen Entwicklung nun schon 50 Jahre andauert, wird als eine neue, ernstzunehmende Richtung in der modernen Musik bleibenden Wert haben.

Rainer Mawick, Kl. 13 I

Wolfgang Borchert

Zwei Männer sprachen miteinander.
Kostenanschlag?

Mit Kacheln?

Mit grünen Kacheln natürlich.
Vierzigtausend!

Vierzigtausend? gut. Ja, mein Lieber, hätte ich mich nicht rechtzeitig von Schokolade auf Schießpulver umgestellt, dann könnte ich Ihnen diese Vierzigtausend nicht geben.

Und ich Ihnen keinen Duschaum.

Mit grünen Kacheln.

Mit grünen Kacheln.

Die beiden Männer gingen auseinander.
Es waren ein Fabrikbesitzer und ein Bauunternehmer.

Es war Krieg.

(Aus: „Draußen vor der Tür und ausgewählte Erzählungen“ von Wolfgang Borchert.
Ro-ro-ro Verlag.)

Wolfgang Borchert hat fast nur über den Krieg geschrieben, über unseren Krieg. Wir können nicht recht verstehen, weshalb ein junger Mann wie er fast nur die niederen, hassenswerten Seiten des Men-

schenlebens sieht und beschreibt. Um ihn deshalb mehr zu begreifen, müssen wir etwas davon wissen, was ihm als Schicksal widerfahren ist.

Nachdem er die Schule verlassen hat — er ist 1921 in Hamburg geboren —, wählt er den Beruf eines Bibliothekars. Doch schon bald gibt er seine Stellung auf und nimmt ein Engagement als Schauspieler nach Lüneburg an. Als 20jähriger wird er eingezogen und an die Ostfront geschickt. Zu seinem Unglück fängt die Gestapo Briefe von ihm ab, deren Inhalt man als staatsfeindlich bezeichnet. Er wird verhaftet und nach Nürnberg ins Militärgefängnis eingeliefert. Dort verurteilt man ihn nach über einem halben Jahr Aufenthalt zum Tode. Doch dann wird er zur Bewährung wieder an die Ostfront geschickt. Durch seinen Gefängnisaufenthalt sehr geschwächt, wird er jedoch bald als kriegs-

untauglich aus der Wehrmacht entlassen. In Kabarets trägt er darauf seine Gedichte vor; er will sich nicht zum Schweigen bringen lassen. — Eines Tages tritt dann das von ihm Erwartete ein: er wird wieder verhaftet und ins Gefängnis nach Berlin-Moabit gebracht. Nach seiner Entlassung bei Kriegsende kehrt er als seelisch und körperlich weitgehend gebrochener Mensch in die Trümmer von Hamburg zurück. Dort beginnt er im Wettlauf mit dem Tode zu schreiben, bis er im Alter von 26 Jahren stirbt.

Nur wenn wir dieses Schicksal kennen, können wir begreifen, warum seine Werke so sehr von dem Gedanken durchdrungen sind, die Schrecken des Krieges denen deutlich vor Augen zu führen, die sie noch nicht kennengelernt haben.

Olaf Weiß, Kl. 11m

Unsere eigene Welt

Von einem, der dabei war

Wer zuerst auf den Gedanken kam, kann ich nicht sagen. Fünf oder sechs waren es, die sich an einem Nachmittag im Sommer 1955 im Lagerschuppen der Firma Salz zu schaffen machten. Dicke Staubwolken drangen aus dem Schuppen. Manchmal konnte man schemenhaft eine Gestalt erkennen. Doch dann lag er vor uns, draußen in der Sonne. Aber wie sah er aus, dieser einst so stolze Riemenvierer „Günther“! Der Bug war eingedrückt, die Ausleger fehlten. Nur zwei Riemen waren da. Doch was hilft das Klagen! Wir wollten ja wieder rudern.

So setzten wir — ganz auf uns gestellt — das Boot wieder instand. Jeder steuerte etwas von seinem Taschengeld bei, um das Allernötigste zu kaufen. Nach einer Woche fleißiger Arbeit war das Boot fahrbereit, allerdings als Riemenzweier mit Steuermann. Uns fehlten die beiden restlichen Riemen, und am Bug klaffte noch immer ein Spalt.

Bei ruhigem Wasser ging es im allgemeinen gut. Doch wehe, wenn vorne Wellen gegen das Boot schlugen oder sich jemand auf den Bug setzte, was die Jungen, die

am „Montblanc“ badeten, mit besonderer Vorliebe taten. Dann bekam man in der Regel eine pitschnasse Sitzfläche.

Im Frühjahr 1956 erfüllte sich unsere Hoffnung, Geld zur Reparatur des Doppelzweiers zu bekommen. Im Keller der Schule entstand eine richtige kleine Werft. Direktor dieser Werft war Herr Nagel, der mit sachkundigem Blick die Arbeit überwachte und mit ebenso sachkundiger Hand bei der Arbeit half.

Zu Pfingsten konnten wir das Boot zu Wasser lassen. Inzwischen hatte sich unser Kreis erfreulich vergrößert (allerdings erst, nachdem der größte Teil der Arbeit getan war!). Jeden Nachmittag glitt das Boot nun durchs Wasser, durch die Vechte, den Nordhorn-Almelo- oder den Nord-Süd-Kanal. Trainingsfahrten wechselten mit Regatten ab. — Doch wir waren nicht die einzigen, die die Gewässer um Nordhorn zu ihrem Revier gewählt hatten. Badende und Angler waren unsere ständigen Rivalen. Und oft kam es zum Streit mit ihnen, wobei es mitunter nicht bei einem bloßen Wortgefecht blieb.

Nach den Sommerferien hatten wir endlich auch einmal einen Fachmann unter uns. Ulli Mawick, einer der Mitbegründer

unserer A.G., hatte in Marburg den Runderschein erworben und konnte uns nun wertvolle Ratschläge geben.

Beim Aufräumen im Zeichensaal entdeckten wir dann einen für uns ganz besonderen Schatz: die Fahrtenbücher unserer Vorgänger. Herr Oberstudienrat Müller gründete im Sommer 1939 die Ruder A.G. Nach langen Bemühungen gelang es ihm, zwei Riemenvierer „Alexander von Humboldt“ und „Günther“ zu beschaffen. Später kamen noch zwei Doppelzweier hinzu. Die damalige Ruder A.G. nahm an Regatten in Osnabrück, Lingen und Bremen teil. Im Frühjahr 1948 löste sich dann die Ruder A.G. auf, da die Boote stark beschädigt waren und man keine Mittel hatte, um sie wieder herzustellen.

So konnten wir nach achtjähriger Unterbrechung die Fahrtenbücher weiter fortsetzen. Was ereignete sich da nicht alles in den einzelnen Gruppen! ... Steuermann ins Wasser gefallen ... Skull verloren ... auf den Pfahl unter der Reiterbrücke aufgefahren ... Skull zerbrochen infolge physikalischer Überbeanspruchung!

Doch solche Mißgeschicke entmutigten uns ebenso wenig wie das kühle Naß von oben, das uns Petrus in diesem Jahr in so reichlichem Maße spendete.

Hermann Schröder, Kl. 13m

Über die Organisation der Grenzlandwettkämpfe

„Eine Veranstaltung muß so gut durchorganisiert sein, daß die Teilnehmer nichts von dieser Organisation spüren.“ Diese Worte sagte mir unser Direktor am Anfang des Jahres, als ich mit ihm zum ersten Male über die bevorstehenden Grenzland-Wettkämpfe sprach. Mit diesem Ziel vor Augen begannen wir als Schulgemeinschaft dann auch die Vorbereitungen für die Wettkämpfe.

Bereits im Frühjahr entwarfen wir ein Schreiben, in dem wir die Eltern und Freunde des Gymnasiums baten, uns mitzuteilen, ob sie im Herbst für eine Nacht einen Schüler oder eine Schülerin aufnehmen könnten. Mehrere Nachmittage zogen wir mit diesem Schreiben los, bettelten bei Freunden und Bekannten und, was viel unangenehmer war, auch bei Unbekannten. Nach langer, mühevoller Arbeit konn-

ten wir mit Stolz auf 400 Zusagen blicken. Diese Quartiere bildeten die Grundlage für unsere weiteren Bemühungen in der Unterkunftsfrage. Kurz nach den Sommerferien besorgte die Klasse 11 I weitere 200 Privatquartiere, eine Leistung, die wohl bei Schülern und Lehrern große Anerkennung gefunden hat. — Nachdem wir genügend Zusagen bekommen hatten, begann die Quartierverteilung. Nur jemand, der selbst daran mitgearbeitet hat, kann ermessen, welche umfangreiche Arbeit Herr Nolte mit seiner Klasse 12m auf diesem Gebiet geleistet hat. Auf dem Stadtplan wurden verschiedene Bezirke eingegrenzt, auf diese Bezirke so weit wie möglich die einzelnen Schulen geschlossen verteilt, die aufnahmefreudigen Familien wurden benachrichtigt, wann ihre Schüler kämen, ein Omnibus-Pendelverkehr wurde eingerichtet, der die Schüler zu den Sammelplätzen ihres Bezirkes brachte, Schülerlotsen mußten dafür sorgen, daß jeder sein Quartier fand; kurz gesagt: die Wettkämpfer der auswärtigen Schulen können sich kaum einen Begriff davon machen, wieviel Arbeit hinter dem Kouvert mit Quartier- und Essenkarten, Stadt- und Fahrplänen stand, das sie beim Empfang im Büro erhielten.

Glaubt jemand, die Quartierfrage sei die einzige Vorarbeit, die geleistet worden sei, so irrt er sich. Als nächstes Problem tauchte die Verpflegung der Wettkämpfer auf. Während sie am Freitagmittag und -abend und auch Samstagmorgen in den Familien essen sollten, sollten sie am Samstagmittag in der Nähe des Sportplatzes eine Mahlzeit erhalten, da eine längere Unterbrechung der Wettkämpfe aus Zeitmangel nicht möglich war. Nachdem eine Einigung darüber erzielt worden war, was gekocht werden sollte, stellte sich die Frage: Wo finden wir eine genügend große Kochgelegenheit? Glücklicherweise fand sich bald eine Lösung. Die Betriebsküche der Firma Niehues erklärte sich bereit, das Kochen für die Wettkampfteilnehmer zu übernehmen. Ich glaube, nur wenige von denen, die mittags die schmackhafte Linsensuppe verzehrten, sind sich darüber klar gewesen, wieviel Zeit und Mühe diese Essenangelegenheit unsern beiden Lehrerinnen Frau Hasselkus und Frau Melke mit ihren Helferinnen gekostet hat.

Ein drittes Gebiet, das einige Schwierigkeiten bereitete, war der Einsatz der Schüler während der Wettkämpfe. Kampfrichter, Kampfrichterbefehlshaber, je ein Baukommando im Hallenbad und auf dem Sportplatz, Ordner für das Hallenbad, den Sportplatz und die Marionettenspiele, über 50 Riegenführer, Schreiber, Presseauschüsse, Empfangschefs, Lotsen, Bührohelfer und andere mußten eingesetzt werden. Ab Klasse 9 aufwärts war jedem Schüler irgendeine Aufgabe zugeteilt worden. Bereitete diese Aufstellung schon ziemlich viel Arbeit, so ergab sich bald eine neue Schwierigkeit. Wie in ganz Deutschland, so erkrankten auch an unserer Schule viele Schüler an der Grippe. So mußten wir täglich in unserer Einsatzliste streichen, austauschen, neu einsetzen und sofort die betroffenen Schüler von unseren Änderungen benachrichtigen. Im ganzen gesehen, war diese Arbeit sehr vielseitig und kostete viel Mühe und Nerven, für einige Schüler auch manche veräumte Unterrichtsstunde.

Ich kann hier nicht alles aufzählen, was sonst noch getan werden mußte. Nur einige wichtige Dinge möchte ich noch erwähnen: die Aufstellung des Programms, der Druck von Einladungen, das Besorgen von Fahnen, Fahnenmasten und Sportgeräten, das Malen von Schildern, das Schmücken der Schule, die Vorbereitung für ein geselliges Beisammensein..., das alles erforderte ebenfalls recht viel Arbeit. Nicht vergessen dürfen wir neben diesen organisatorischen Aufgaben die lange und mühevolle Vorarbeit unserer Sportlehrer und Sportlehrerinnen für die Körperschule der Jungen, die Reifengymnastik der Mädchen und den Volkstanz.

Buch-,
Papier- und
Schreibwaren-
handlung

TEUSCHER

Nordhorn,
Hauptstr. 31 · Ruf 659

Fragen wir uns zum Schluß, wem wir das Gelingen der Wettkämpfe zu verdanken haben, so glaube ich, es auf die gute Zusammenarbeit von Lehrern und Schülern zurückführen zu können. Ohne dieses harmonische Ineinandergreifen und gegenseitige Helfen hätte unsere Schule nie diesen Erfolg und diese Anerkennung erringen können. Wenn auch die Hauptarbeit bei wenigen verantwortlichen Lehrern und Schülern lag, so hat doch die ganze Schulgemeinde zum Gelingen der Wettkämpfe beigetragen. Mit Recht dürfen wir stolz sein auf die Worte, die mir unser ehemalige Bezirkssprecher der SMV, Michael Heinze, schrieb: „Euch allen möchte ich danken für die bisher beste Ausrichtung der Grenzland-Wettkämpfe. Alle späteren Veranstaltungen werden nach Eurem Vorbild beurteilt und ausgerichtet werden! Aus Gesprächen mit anderen Sportlern von den verschiedensten Schulen habe ich erfahren, daß es nicht nur für mich allein, sondern für alle ein großes Erlebnis in Nordhorn gewesen ist.“

Dirk Hewig, Kl. 12 L1
Schulsprecher

Und hieran möchten wir noch einen Brief eines Direktors an unseren Direktor anschließen:

Sehr geehrter Herr Kollege!

Ich möchte nicht versäumen, Ihnen zugleich im Namen der Kollegen und Schüler(innen), die an den Grenzlandwettkämpfen teilgenommen haben, meinen Dank auszusprechen für die gastfreundliche Aufnahme, die Ihnen in Nordhorn zuteil wurde.

Sie können mit den Erfolgen der Organisation höchst zufrieden sein. Es klappte alles ausgezeichnet. Die Jungen und Mädchen waren von der Aufnahme, den Quartieren und der Verpflegung begeistert...

Mit freundlichen Grüßen
Ihr...

Kleine Nachlese

Zwar liegen die Grenzlandwettkämpfe schon eine ganze Weile hinter uns; dennoch glaube ich, daß die Erinnerung an diese beiden wunderbaren Tage noch nicht „ad acta“ gelegt worden ist. Es ist

schon viel geschrieben worden über „unser“ großes Sportfest; die Zeitungen haben ja spaltenlange Berichte und eine Anzahl Bilder gebracht. Daß sie großartig, daß sie ein Erfolg gewesen sind, darüber sind sich alle einig. Die feierliche Eröffnung am Freitagmorgen, dem 6. September, im Hallenbad und die anschließenden spannenden Schwimm-Wettkämpfe, die Vorrunden der Flug- und Faustballspiele, die Staffelläufe am Nachmittag, dann am Sonnabendmorgen die Einzel-Wettkämpfe und ganz besonders die prächtige Schlußveranstaltung am Nachmittag als Höhepunkt, nicht zu vergessen natürlich, daß sich die Teilnehmer unserer Schule tapfer schlugen und sich bei dieser ausgesprochen starken Konkurrenz beachtlich gut placieren konnten und sogar zwei erste und einen zweiten Platz errungen haben; wir haben das alles noch zu gut in Erinnerung, als daß ich darüber viele Worte verlieren möchte. Stattdessen möchte ich lieber so einiges vom Drum und Dran schildern, was mir so nebenbei auffiel.

Wer hatte damit gerechnet, daß die Quartierbeschaffung ein so großer Erfolg werden würde! Wie trübe sah es am Anfang aus! Wie viele Möglichkeiten wurden erwogen und wieder verworfen, um diejenigen Schüler, die nicht in Privatquartieren untergebracht werden konnten, anderweitig übernachten zu lassen! Am Ende war es jedoch dann plötzlich so, daß ein Überangebot an Quartieren bestand, und Familien, denen ein Schüler zugesagt war, der dann aber nicht angekommen war, sich irgendwie enttäuscht fühlten. Die Freude darüber, daß eine ganze Stadt sich so gastfreundlich erwies, mag genauso einer der Gründe dafür gewesen sein, daß

die Grenzland-Wettkämpfe zu einem Höhepunkt wurden, wie das wunderbare sommerlich-herbstliche Wetter. Nicht nur der uns so wohlgesonnene Nordhorer Wettergott und die einzelnen Familien meinten es aber gut mit ihren Gästen, sondern auch die Schüler wollten ihren auswärtigen Kameraden eine Freude bereiten. Deshalb nahmen sie sich eine Auf- führung der „Marsrakete“ vor — sie, damit meine ich natürlich die Mitglieder unserer bewährten Marionettengruppe — und rechneten mit einem sehr zahlreichen Besuch. Wie kam es aber, daß dieser erwartete Besucherstrom ausblieb? Lockten unsere Kinos mit ihren vielseitigen Programmen zu sehr? — „Wo läuft der Film ‚High Society‘?“ wurde ich mehrmals am Sportplatz gefragt — oder war es die Milchbar, die als starke Konkurrentin auftrat? Oder haben wir ganz einfach zu wenig auf das Stück aufmerksam gemacht? Diejenigen, die trotz aller Versuche gekommen waren — zwar waren es nicht wenige, aber auch nicht so viele, wie erwartet —, haben es bestimmt nicht bereut, erschienen zu sein, und haben vielleicht sogar den Plan gefaßt, an ihren Schulen ähnliches aufzubauen.

Diese beiden Tage der Grenzlandspiele, deren buntes, mannigfaches Programm pünktlich und präzise vor unseren Augen abrollte, werden in vieler Hinsicht eine stete Erinnerung für unsere Schule bleiben. Sie festigten — wie Herr Direktor Mikin betonte — die Gemeinschaft unserer Schule wie kein Sportfest zuvor, und wir hoffen, wieder einmal in den nächsten Jahren Träger der Grenzland-Wettkämpfe zu sein.

Sibylle Gebel, Kl. 12 L1



Ihr Radio- und Fernsehfachmann
Das Haus der Schallplatten

In allen Sätteln gerecht

Und zum Schluß noch die Leistungen des besten Zehnkämpfers bei den Grenzland-Wettkämpfen — Harald Frommert, Klasse 12 L1 —.

100 m:	12,4 sec.	19 Punkte
Weitsprung:	5,60 m	21 Punkte
Kugelstoßen (6,25 kg)	10,85 m	21 Punkte
Schleuderballwurf:	43 m	20 Punkte
Schwimmen (50 m):	39 sec.	23 Punkte
Reck Pflicht:	18,5 Punkte	
Reck Kür:	19 Punkte	
Barren Pflicht:	19,5 Punkte	
Pferdsprung Pflicht:	19 Punkte	
Bodenturnen Pflicht:	20 Punkte	

200 Punkte

Wir wollen bei dieser Gelegenheit nicht versäumen, einmal darauf hinzuweisen, daß ein guter Sportler auch auf anderen Gebieten auf der Höhe sein kann.

Hier das übrige Leistungsbild von Harald Frommert:

Im Herbst fast überall ein „gut“, und zwar in Englisch, Französisch, Latein, Mathematik, Geschichte, Erdkunde, Musik, Kunsterziehung und Gemeinschaftskunde. Zur Nachahmung empfohlen!

Stud. Ass. Nordhausen

Jedes Jahr ...

... findet in der Stadthalle das Sommerfest des Gymnasiums statt. Nur im vergangenen Jahr fiel die Veranstaltung aus. Das wurde von allen als eine solche Lücke empfunden, daß der Schülerbeirat sich in diesem Jahr beizeiten und sehr nachdrücklich an die Schulleitung gewandt hat mit der Bitte, die alte Tradition doch fortzusetzen. Also haben wir das Sommerfest wieder gefeiert.

Es wurde ein sehr buntes und kurzweiliges Programm geboten. Die Vielseitigkeit der Darbietungen sprach besonders an. Ich kann hier nur auf einige von ihnen hinweisen.

Dem Generationsproblem stand ich anfangs äußerst skeptisch gegenüber. Wollte die Klasse 10 L1 etwa die Propagandatrommel für Rock'n Roll rühren? Dann

brachte sie aber in launiger Form Modetänze von Großmutterzeiten bis zum heutigen Tage. Daß der Vers an einigen Stellen etwas holperte, störte so gut wie gar nicht. Dafür waren die Tänze umso besser; die Klasse absolvierte ja auch jüngst ihren Tanzkursus! Die Frage, was vorzuziehen sei, Großmutter Polkaschritt oder Ullas Rock'n Roll, blieb offen, und das war geschickt so; denn ganz gleich, für welchen Tanzstil sich die zehnte Klasse entschieden hätte: bei einigen Verfechtern dieser oder jener Tanzweise wäre sie sicherlich angeekelt. Abbi setzte der Vorführung die Krone auf. Er verulkte die Rock-Fanatiker so treffend, daß ich mich unwillkürlich fragte, welcher Artist ihm diese Roll-Akrobatik beibrachte.

Bemerkenswert war die Aufführung der Klasse 12 L1. Sie zeigte Thornton Wilders „Königinnen von Frankreich“. Dieses Stück fiel seines Gehaltes wegen aus dem Rahmen der übrigen Darbietungen heraus, und es ist erfreulich, daß es die angeregten Zuschauer in seinen Bann zog und reichlich Beifall fand. Durch sein geistiges Niveau und seine feine Ironie trug es wesentlich mit dazu bei, dem Abend das festlich-heitere Gepräge zu geben.

Zu der dargebotenen sportlichen Augenweide ist, glaube ich, jeder Kommentar überflüssig. Der Beifall für die Reifemädchen und die Turner war redlich verdient!

Last but not least sei die Vorführung der Film A.G. erwähnt. Dahinter steckt mehr Arbeit, als sich der Laie vorstellt. Wie schade, daß der Farbfilm nicht voll zur Wirkung kam, weil sich der Wirt nicht dazu entschließen konnte, die Thekenbeleuchtung abzuschalten! Sehr aktuell war die „Sportschau“. Manches bekannte Gesicht regte hier zu Beifallsstürmen an, und so trug dieser Film sehr zur angeregten Stimmung bei. Insgesamt ist der Abend in einer solchen Weise verlaufen, daß wir alle den Wunsch haben, die Tradition möge nicht wieder abreißen. Schließlich bietet sich ja auch die Möglichkeit, die musischen Kräfte unserer Schüler anzuregen. Hier treten oft Veranlagungen zutage, die in der Alltagsarbeit der Schule zu kurz kommen.

Jürgen Grote, Kl. 13m

MECKERECKE ■■■■■■

Grand mit Vieren

Ort: Raum 26, Neubau

Zeit: Nach der fünften Stunde

Personen: 3 Mann der Klasse 13 m, ein Lehrer.

„18, 20, zwo, null, vier, weg!“ —

„Ein toller Skat! Grand mit Vieren! Ihr kommt aus dem Schneider nicht raus!“

„Gib bloß nicht so'ne Stange an, mein Blatt ist auch nicht so übel! Wer ist vorn? Du? Los spiel schon aus!“

Der mit dem „tollen Skat“ gerät in Mittelhand und muß tüchtig Federn lassen, die Spannung wächst; denn die beiden Gegenpartner haben sicherlich bald den Schneider.

„Mensch! Kreuz Ass raus! Nur noch ein Stich, dann ...“

Ja, dann geht die Tür auf. Die Karten wandern blitzschnell unter den Tisch, aber es ist zu spät. Erwischt! —

„Sie wissen doch sehr gut, daß das Skatspielen auf Beschluß der obersten Schulleitung in unserer Anstalt verboten ist, oder ...“

Niemand vollendet den Satz, keiner findet eine passende Ausrede. Die Karten werden eingezogen, der Grand

nimmt ein vorzeitiges unrühmliches Ende. —

Soweit die „geschichtlichen“ Tatsachen. Ein Primaner sollte aber nicht nur das Wissen von dem Hergang eines historischen Ereignisses „auf Lager“ haben, sondern sich auch darüber ein Urteil bilden. Ich bezweifle, daß das Skatverbot die Ordnung in unserer Schule fördert.

Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß ein Schüler jedenfalls dann keinen Unsinn treibt und sich verhältnismäßig zahm benimmt, wenn er mit dem Skatspiel beschäftigt ist. Ich möchte auch daran erinnern, daß die 32 Karten ja nicht nur einen einzigen, sondern gleich drei Mann auf einmal bannen und somit vom Randalieren fernhalten können.

Hans Baumann Kl. 13m

Dank an den Hausmeister

Der unermüdlichen Initiative unseres Hausmeisters, der sich die Worte in unserer letzten Ausgabe unter „non olet“ zu Herzen nahm, danken wir es, daß sich am Waschbecken der Jungentoilette nun ein Stück Kernseife befindet. Und das Bemerkenswerteste dieser Tatsache: Das Stück Seife ist nicht einmal angebunden!

Die Redaktion

Schülerzeitung des Gymnasiums Nordhorn

2. Jahrgang — Nr. 1 — Herbst 1957

Anschrift: „Die Brücke“, Gymnasium Nordhorn

Herausgeber: Die Schülerschaft des Gymnasiums Nordhorn

Schriftleitung: Olaf Weiß in Zusammenarbeit mit Herrn Stud. Ass. Nordhausen

Weitere Redaktion:

Rainer Mawick (13 I) Jürgen Grote (13 m) Sibylle Gebel (12 II) Dieter Schröter (12 m)

Wolfhard Lichtenberg (11 II) Dieter Röller (11 m) Peter Törpisch (10 II) Dietmar Albrecht (10 I)

Anzeigenleitung: Olaf Weiß (11 m) Dietmar Albrecht (10 I)

Bankverbindung: Volksbank Nordhorn, Girokonto Nr. 1560

Auflage: 700 Exemplare

Druck: Druckerei „Saxonia“ R. G. Liebscher, Nordhorn, Bentheimer Straße 155

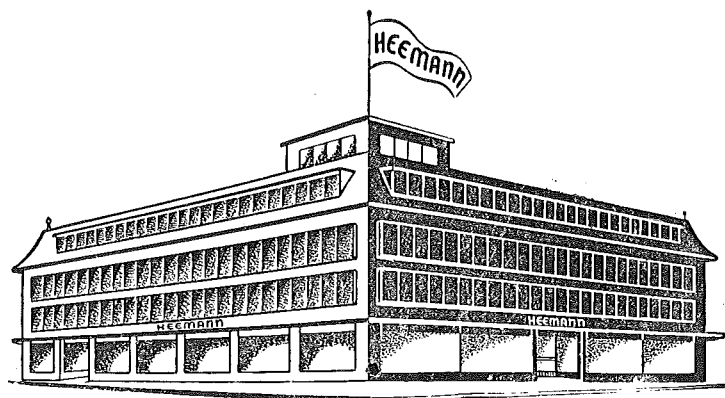


E. Unverfehrt

Tel. 877 · Nordhorn Hauptstr. 23

Demnächst auch am Gymnasium

Bücher, Papier und Schulbedarf



Das Haus der guten Marken!

- Buchbinderei
- Einrahmwerkstatt
- Kunst- und
- Schreibwarenhandlung

Alex Huesmann

Neuenhauser Str. 1

Eisen-Keller

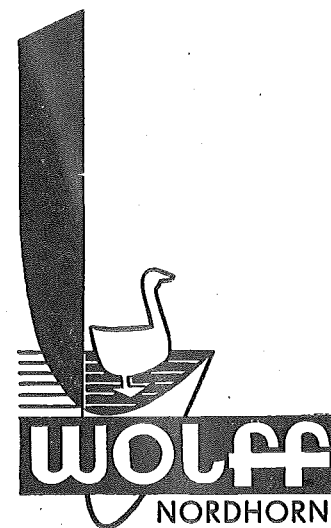
**Das Fachgeschäft
für Eisenwaren**

Jeder Musikliebhaber
findet bei

RADIO-MASCHKE

stets das Richtige

**Fernseh-, Rundfunk- und Tonbandgeräte · Schallplatten aller Art
Und für den Bastler stets Geräte zum „Ausschlachten“**



Ihr Fachmann

in

- BETTEN
- GARDINEN
- WÄSCHE

DRUCKEREI „SAXONIA“

RICHARD G. LIEBSCHER

Nordhorn · Bentheimer Str. 155 · Ruf 2577

**Briefbogen · Rechnungen · Postkarten · Briefumschläge
Geschäftsformulare · Familienanzeigen usw.**

GUT! SCHNELL! PREISWERT!

